

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 183.

Sonntag, 8. August.

1915.

(25. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Emma Danyshofer-Merk.

Zwei Tage nach der Ankunft ihres Gatten ging es mit Ada zu Ende. Das Herz, das so mühsam gearbeitet hatte, stand in einer plötzlichen Lähmung still und es war erschütternd, wie alt das Gesicht nun schien, das so lange durch das Mienenspiel, das Lächeln der Naiven, den kindlichen Augenaufschlag, einen Schein von Jugend vorgetäuscht hatte.

Dornberg zeigte eine diskrete feine Teilnahme und ersparte trotz seiner larg bemessenen Zeit Dr. Robertus alle die traurigen Gänge, die ein Todesfall in der Fremde erheischt. Das Begräbnis sollte in München stattfinden, und als Oly und ihr Vater ihre ernste Heimreise antraten, mußten sie sich mit warmen Worten des Dankes von Dornberg verabschieden.

In der Trauerstimmung war nichts von einem Wiedersehen gesprochen worden und unterwegs durchguckte Oly plötzlich der Gedanke: ob sie ihm wohl noch einmal im Leben begegnen würde?

Über erst Monate später, als der Eindruck des Todes sich allmählich verwischte und jene schwere Dummheit und Lebensgleichgültigkeit, in die der Verlust eines nahestehenden Menschen versetzt, sich wieder verlor, als Oly mit lebhafteren Augen in die Zukunft zu blicken vermochte, kehrte ihre Erinnerung oft zu Dornberg zurück. In den traurigen Tagen in Marienbad war er immer nur der Arzt für sie gewesen. Nun stand er wieder mehr als ein junger Mann vor ihren Augen, als ein Mann, der sie einmal geliebt hatte! Ob jene heiße Leidenschaft im Laufe der Jahre ganz verblaßt war?

Es war ein stiller Winter ohne Geselligkeit, ohne Theater, ohne Zerstreuungen.

Felicitas las alle Werke über die Kolonien, deren sie habhaft werden konnte, befaßte auch manchmal eine Vorlesung eines „Afrikaners“ und war in Gedanken drüber, aber es fehlte ihr die Kraft zu einem festen Entschluß und sie wartete auf einen Anstoß von außen, auf eine günstige Gelegenheit, die ihr die Überfahrt erleichtern, sie zu dem schweren Losreißen von der Heimat hindrängen würde.

Oly hatte wohl ihre schriftstellerische Arbeit fortgesetzt, aber jenes stolze, freudige Gefühl, das sie bei dem ersten Erfolg durchlebte, kehrte nicht wieder. Ihre Novelle war gedruckt, doch einen großen Effekt hatte sie nicht hervorgerufen. Es wurde ja so viel geschrieben! Wer kümmerte sich um eine heitere Erzählung mehr? Wer las sie nur überhaupt? Auch die Mißerfolge blieben nicht aus und sie erkannte, daß auch das Glück der Arbeit kein dornenloses war.

Sie, die so fertig zu sein geglaubt mit der Liebe und mit dem Interesse an den Männern, empfand doch etwas wie ein Emporflammen ihrer Lebensgeister, wie eine Neubelebung, als eines Tages im Januar eine Karte hereingebracht wurde: Dr. Dornberg.

Sie war nicht allein mit ihm im Salon. Auch Felicitas war gerufen worden und sie hatten wohl alle einen ersten Eindruck bei diesem Wiedersehen. In

diesem Salon, in dem früher so viel Lachen und lebhaftes gesellschaftliches Leben geherrscht hatte, saßen sie beide nun mit ihren schwarzen Kleidern und auch das Gemach selbst bot nicht mehr den lustigen, kindisch-kunterbunten Anblick von einst. Es war viel ruhiger, stiller eingerichtet, nur das, große, schöne Bild Adas stand mit einem Vorbeerfranz mit schwarzer Schleife auf der Staffelei.

„Ich genieße meine Ferien im Winter“, sagte Dr. Dornberg, „möchte mich an verschiedenen Plätzen im bayerischen Gebirge umsehen, was sich wohl am besten für eine Winterstation eignet. Ich habe so verschiedene Pläne und auf der Durchreise wollte ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen!“

„Sehr freundlich, Herr Doktor!“ sagte Oly. „Mir scheint, so richtig hummeln und nichts tun, das können Sie gar nicht!“

Er sah sie scharf an.

„Nein, das habe ich nicht gelernt; dazu fehlt mir immer die Zeit! Aber wie geht es Ihrem Vater?“

Oly bejahte sich einen Augenblick. Sie wünschte, daß er bliebe, nicht bloß zu einem kurzen, steifen Besuch, nein, als intimer Freund der Familie, zu behaglichem Gesprächsaustausch. Aber sie wollte ihn um keinen Preis diesen lebhaften Wunsch erraten lassen. Zum Glück fiel ihr ein, daß sie als Tochter des Hauses, in dem Felicitas mehr als Gast weilte — jetzt die Verpflichtung zur Gastfreundschaft habe und sie sagte resolut:

„Essen Sie doch mit uns, Herr Doktor. Sie wissen, das ist die einzige Stunde, in der man Papa genießen kann!“

„Gerne gern, wenn ich darf!“ erwiderte er mit einer Verbeugung. „Ich freue mich auch, Bruno wiederzusehen. Was treibt er denn?“

„Ach, Bruno! Herr Doktor, Sie haben doch solche Macht über die Menschen!“ rief Oly.

„Sie sagen das, gnädiges Fräulein!“ unterbrach er sie erstaunt.

„O, ich habe doch gehört, wie Ihre Patientinnen behaupteten, sie gingen ins Wasser, wenn Sie es befehlen würden!“

Er lachte. „Ja, wenn die Leute krank sind, dann kriechen sie zu Kreuz und freissen aus der Hand, aber Ihr Bruder —“

„Er ist auch krank; gemütskrank“, sagte Felicitas traurig.

„Bruno!“ stieß Dr. Dornberg ganz verblüfft hervor.

„Ach, sehen Sie, Herr Doktor“, erklärte Oly. „Er wollte doch eigentlich zur Bühne. Papa wußte davon noch nichts. Das hatte er nur Mama anvertraut. Und nun, da Mama uns entrißen wurde — nun fühlt er sich ganz haltlos. Aber es ist nicht das allein. Er hatte doch allerlei, was ihn wohl erschüttern mußte und dann — seit — seit einem Unfall ist er auch gar nicht mehr hübsch. Das drückt namenlos auf seine Eitelkeit. Schauspieler kann er nun nicht mehr werden, das

Studium freut ihn nicht. Nun hängt er ganz der Trauerstimmung nach. Geht nicht aus, verkehrt mit keinem Menschen, sitzt in seinem Zimmer und liest Schopenhauer und alle düsteren Philosophen!

„Bruno, der leichtsinnige Strick!“ warf Dornberg ein und schüttelte verwundert den Kopf.

„Sie können sich denken, wie das unsern Vater verstimmt. Es lastet wie ein Druck auf der ganzen Familie. Wenn Sie da Ihren Einfluß geltend machen könnten!“ bat Felicitas mit einem schmerzlichen, wehmütigen Ton, der ihm auffiel. Er erinnerte sich so gut an die lachende, übermütige Mädchenstimme. Nun hörte man in dem Klang, wie den Sprung in einer Glocke, den Riß im Gemüt.

„Den wollen wir schon kriegen! Mit Bruno wende ich noch fertig!“ meinte Dornberg zuversichtlich.

Als man zu Tisch gerufen wurde, flüsterte das Stubenmädchen Oly zu: „Herr Bruno will auf seinem Zimmer essen, weil ein Gast da ist!“

„Nun, bitte, Herr Doktor. Versuchen Sie nur gleich Ihre Überredungskunst! Bruno läßt sich ja vor keinem Menschen sehen und möchte sich auch vor Ihnen verstecken!“ rief Oly.

Man hatte nicht lange zu warten. Nach zehn Minuten kamen die beiden in bestem Einvernehmen in das Speisezimmer, und Bruno öffnete seit langer Zeit wieder den Mund, auch zum Reden, nicht bloß zum Essen, das er sich doch nicht abgewöhnt hatte, obwohl er auch in dieser Richtung sehr blasiert tat. Es war endlich wieder einmal eine angeregte Mahlzeit; bisher hatte Bruno als steinerne Gast gewirkt und schweigend hatte man in dem sonst so lauten und lebhaften Kreise beisammengesessen.

Brunos Gesicht war nicht mehr verschwollen; er hatte auch seine zarten Farben wieder, aber trotzdem war's vorbei mit dem „jugendlichen Liebhaber“. Die Nase verunstaltete den einst so hübschen Kopf ganz hoffnungslos. Und der eitle junge Mensch konnte diesen Schlag, den sein Selbstgefühl erlitten, nicht verwinden. Er war scheu, düster, ein Misanthrop geworden. Der trübselige Ausdruck paßte nicht zu seinem Gesicht, ließ seine allzu weichen Züge schlaff und unbedeutend erscheinen. Aber mit dem Gang zur Nase, den er von der Mutter geerbt, gefiel er sich in dieser Märtyrerrolle und verbiß sich immer mehr in seinen Weltschmerz.

Dr. Robertus war sich bewußt, daß er den Sohn, der so ganz nach der Mutter geraten war, weniger liebte als seine Töchter, und gerade deshalb fürchtete er sich vor einer zu großen Strenge; er blieb zu nachsichtig, um nicht ungerecht und hart zu werden.

Dr. Dornberg wußte ja nichts von den Ereignissen, die Bruno's Wesen verändert hatten. Er bekam nur den Eindruck, daß man eine vorübergehende Stimmung des jungen Menschen viel zu ernst nahm und zum Familienunglück aufbaute.

„Morgen müssen Sie mit mir nach Schliersee, Bruno! Ich brauche einen Begleiter zum Herumsteigen auf den Bergen!“ sagte er sehr bestimmt.

„Ich gehe nirgends hin!“ erwiderte Bruno. „Am allerwenigsten unter die tollen Sportsleute da draußen!“

„Geh, stellen Sie sich doch nicht so an wie eine hysterische alte Jungfer. Ein junger Mensch, der sich einhäuselt! Unfinn! übrigens bitte ich Sie um einen Gefallen — also glaube ich, daß es da keine Weigerung geben kann!“

Oly senkte die Augen auf ihren Teller, damit Dr. Dornberg nicht erraten sollte, wie ungeduldig sie auf die Aufforderung wartete, auch mitzukommen. Eine Sehnsucht nach Schliersee, nach den Bergen hatte sie erfaßt, die ihr wie ein Schmerz die Brust bedrückte. Hatte er dennoch ihre Gedanken erraten?

„Herr Doktor, würden Sie nicht auch den Damen einen winterlichen Ausflug erlauben?“ wendete er sich lebenswürdig an den Vater.

„Aber natürlich. Sehr gerne“, sagte Robertus mit seinem freundlichen Lächeln.

„Ich danke. Ich habe keine Lust!“ warf Felicitas hin, der bei dem Gedanken an Schliersee, an die Zeit ihrer Verliebtheit und Verlobung ein Schauer über den Rücken lief. Damals hatte sie doch so ernste, feierliche Vorsätze gefaßt! Warum war sie sich selbst so untreu geworden?

Am nächsten Morgen beim Frühstück brummte Bruno noch, er sei nicht in der Stimmung für eine Sandpartie, und Oly, die ihre unbändige Freude kaum zu verbergen wußte, behandelte den Bruder zart wie ein rohes Ei, damit er nicht abschmelze und sie dann am Ende auch zu Hause bleiben mußte. Als Dr. Dornberg sie dann im Auto abholte, ging aber Bruno ohne weitere Ziererei mit.

(Fortsetzung folgt.)



Veranlaß dein Schifflein nicht an einem Tau, dein Leben nicht an einer Hoffnung.

Deutsche Kämpfer gegen England vor 100 Jahren.

In seinem „Katechismus eines Deutschen“ nennt Heinrich von Kleist den ersten Napoleon „einen Sünder, den angestiegen die Sprache der Menschen nicht reicht und den Engeln einst am jüngsten Tage der Odem vergeht“, und in einem Briefe ruft er aus: „Warum sich nur nicht einer findet, der diesem bösen Geist der Welt die Angel durch den Kopf jagt!“ Ja, nach einer Überlieferung, die Treitschke zwar nicht streng beglaubigt, aber doch nicht unglaublich nennt, soll Kleist 1800 bereit gewesen sein, durch eine „Mörmertat“ die Menschheit von dem „Vatermördergeist“, von der Gottespein zu befreien. Aber es erhoben sich schon damals Stimmen, welche England, und nicht Napoleon für den wahren Feind der Menschheit, für den Erbfeind aller Kultur erklärten und John Bull die Verantwortung für den Weltbrand zuschoben, den der Korse entzündet hatte. Napoleon hat selbst ausgesprochen, daß der Wille durch seine Koalitionen ihm das Schwert in die Faust gedrungen, und daß die Treibereien des englischen Kabinetts alle friedlichen Bestrebungen von seiner Seite vereitelt haben. England hatte 1793 unter dem Vorwand, die Rechte des Königtums zu verteidigen zu wollen, sich dem Bund der europäischen Fürsten gegen die Republik angeschlossen. In Wirklichkeit wollte es Frankreichs Handel und Marine vernichten. Und um dieses selbstsüchtigen Zieles willen führte es 20 Jahre lang Krieg, erst gegen die Republik und dann gegen deren Erben, Napoleon. Es hegte die Völker gegen Frankreich und sah zu, wie Europa sich für seine Interessen verblutete. „England“, schreibt ein russischer Militär, „besoldete nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa, und es war dabei noch pfiffig genug, den Völkern vorzumachen, daß sie sich für sich selbst schlugen. Das dauerte 20 Jahre lang, und obgleich die Staatsschuld von 200 auf 800 Millionen stieg, so wurde die zähe Ausdauer und Energie doch mit Erfolg gekrönt; der Löwenanteil des Kampfpfeiles, die ungeheuren Eroberungen in allen Weltteilen, die Suprematie der Welt, blieb England.“ Klar und deutlich erkannt sind alle diese Dinge in ihrem Zusammenhang in einem politischen Traktat, der 1805 bei Göttingen erschien: „Der neue Leviathan“, von Friedrich Buchholz, der die damalige Weltlage einer ausgedehnten Betrachtung unterzieht. Es ist heute interessant, diese Ausführungen zu lesen, um zu sehen, wie die englische Politik ihren Grundsätzen wie den Mitteln der Durchführung treu geblieben ist. Buchholz sucht die Entstehung der englischen Politik historisch zu entwickeln aus der Verfassung und aus dem System des Nationalkredits, das dem Kabinett den Trieb zur Expansion aufzwang, den Willen zum maritimen Imperialismus, der keinen Nebenbuhler dulden darf. Und er sucht aus dieser Situation Englands Verhalten gegenüber den anderen Staaten zu erklären, zu zeigen, wie „die Engländer, welche als eine handelsreibende Nation die Freunde des menschlichen Geschlechts sein sollten, seine entschlossensten Feinde wurden.“ Der Krieg ist für John Bull eine „einträgliche Spekulation“.

„Sobald nun die Regierung eingesehen hatte, daß England durch den Krieg nur gewinnen konnte, benutzte sie jede noch so geringfügige Gelegenheit zum Krieg“. „Wenn man weiß, unter welchen Antrieben die englische Regierung steht, so begreift man ohne Mühe, daß es keine noch so abscheuliche Stellung gibt, welche diese Regierung nicht gegen den Kontinent einnehmen sollte, um dem Unglück zu entinnen, das mit einem Nationalbankrott verbunden ist“.

Vuchholz zeigt an der Hand der neuesten Geschichte, wie England immer wieder den Frieden der Welt stört, weil der Krieg ihm ein Geschäftsunternehmen ist; vor allem der Krieg, der mit den Gütern der anderen geführt wird. Und die Reihe wird nach und nach an alle kommen, denen etwas abzunehmen ist, und dies wird fortgesetzt, bis alle Hilfsquellen erschöpft und der gesellschaftliche Zustand Europas eine Totalrevolution gelitten hat.“ Gestiger, deklamatorischer, aber im Augenblick nicht weniger interessant ist eine anonyme Schrift vom Jahre 1808: „England in seiner tiefsten Erniedrigung“, von der der Verlag Müller in München soeben einen Neudruck erscheinen läßt. Als Verfasser wird ein sonst fast unbekannter Karl August von Rade genannt. Die englische Politik wird hier in einer Weise charakterisiert, daß man glauben möchte, es mit einem Werk zu tun zu haben, das nicht vor mehr als 100 Jahren, sondern in unseren Tagen geschrieben worden sei. Rade hat im wesentlichen mit Englands Verhalten gegenüber seinen Bundesgenossen, die es zum Vorspann seiner Raubpolitik gemacht, zu tun, mit der treulosen Art, mit der es dieselben an entscheidenden Punkten im Stich gelassen, nachdem es sie ins Verderben geheßt. Aber ein britisches Kabinett kümmert sich nicht um menschliche Rücksichten. Virtus post nummos. Ob Millionen Menschen unglücklich werden, ob dies Unglück seine treuesten Bundesgenossen trifft, dies kann bei ihm gar nicht in Anschlag kommen, sobald eine von seinen Launen ausgeführt werden soll. Es ist ja so seine Politik, andere der Gefahr bloßzustellen, der man sich nicht selbst aussetzen will.“ England steckt die Welt in Brand, „um auf den Trümmern sein Heil zu suchen.“ Wenn es sein selbstsüchtiges Ziel erreicht: was kümmert es das andere. Es kennt bloß „die Stimme des Geizes und ist taub gegen die schreiendsten Vorwürfe seines Gewissens.“ Solch ein Staat aber ist im Zustand tiefster Erniedrigung, „weil er alle Gesetze der Moral mit Füßen tritt und gleichsam wie ein moralisches Scheusal dasiehet.“ Wenn man diese Äußerungen, die mehr als 100 Jahre alt sind, liest, muß man erstaunen, wie wenig die Völker aus der Geschichte gelernt haben. Ehemals hegte England die Welt gegen Frankreich; heute hegt es sie gegen Deutschland. Dieselben Dinge wiederholen sich, und Englands Bundesgenossen werden heute keine besseren Erfahrungen machen mit dem perfiden Albion wie vor 100 Jahren. Und Ruhe wird niemals sein, bis Englands Einfluß und Macht für immer gebrochen ist.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Kunst an die Ostfront! Während unsere Feldgrauen auf dem westlichen Kriegsschauplatz schon durch mancherlei künstlerische Genüsse erfreut und erfrischt worden sind, während es dort Konzerte, Vorträge und Theateraufführungen, sogar auf Freilichtbühnen, gibt, war der Osten bisher in dieser Hinsicht stiefmütterlich behandelt worden. Und dabei brauchen die Truppen in Polen und Galizien geistige Anregung noch viel nötiger als die Soldaten, die in Frankreich und Belgien auf allem Kulturboden inmitten einer reichen Kunstwelt stehen. Deshalb ist eine Anregung aufs dankbarste zu begrüßen, die von dem Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, Herrn v. Batocki, ausgeht und ihrer baldigen Ausführung entgegenreißt. Auf einer Vortragsreise an der Ostfront sollen die fremden Töne des deutschen Liedes und Gedichtes in den Kanonendonner hineinfallen und den wackeren Streikern einen erhebenden Gruß aus der Heimat bringen. Zur Durchführung dieses Planes, so wird uns aus Königsberg geschrieben, hat sich der bekannte Königsberger Schauspieler und Vortragsmeister H. du Bois-Reymond mit dem Kammer-sänger H. Gerold und dem Berliner Schriftsteller Julius Bab, die beide bei einem Landsturm-Bataillon in der Pregelstadt stehen, zusammengetan. Ein geladenes Publikum, unter

dem sich die Spitzen der Königsberger Militär- und Zivilbehörden befanden, erhielt dieser Tage durch eine Probenvorführung den ersten Eindruck von dieser eigenartigen Veranstaltung, die nicht nur um ihres eigentlichen Zweckes willen, sondern auch durch ihre ganze Anlage und Ausgestaltung allgemeine Beachtung verdient. „Die Deutschen und der Krieg“ lautet das Thema. Ein gedankenvoller Vortrag Babs schlug die Verbindungsfäden durch ein Jahrtausend deutscher Geschichte und rückt die einzelnen Dichtungen und Gesänge, die charakteristische Proben germanischer Kriegerdichtung bieten, ins rechte Licht. Ist durch diese Betrachtungen die passende Stimmung geschaffen und der Gesichtspunkt hervorgehoben, unter dem das betreffende Kunstwerk innerhalb des ganzen Programms gesehen werden soll, dann treten der Regitator und der Sänger hervor. Eine ganze Welt deutschen Wesens und deutschen Kampfes zieht so an uns vorbei. Den düsteren trostigen Gelbengeist der Urzeit offenbart mit eindringlicher Macht ein Edda-Lied vom Streiten und Fallen in Redentreue bis auf den letzten Mann. Das feinere, vom Christentum bereits berührte Mittelalter läßt einen Gesang des „Nibelungenliedes“ anklingen. In leeren Liedern erdröhnt die Werbetrommel der Landsturmzeit, und ihren höchsten Ausdruck findet diese Stimmung des deutschen Berufssoldaten in Schillers wundervollem Reiterlied aus „Wallensteins Lager“. Die Töne des „Brig Eugen“ und „Fredericus Rex“ charakterisieren das 18. Jahrhundert, und dann werden wir über die großartige, noch heute jugendfrische Soldatenhymne der Befreiungskriege, über die vollstimmlich lustige Poesie von 1870 („König Wilhelm sah ganz heiter“) und die Lyrik Rilkes zu den Schöpfungen unserer Gegenwart geführt, und aus Gedichten Dehmels, Lehmanns, Albrecht Schaeffers u. a., aus den schmerzlichen Tönen des „österreichischen Reiterliedes“ konnte man ahnen, daß auch aus der Sintflut der neuesten Kriegszeit sich manch unvergängliche Insel der Schönheit emporheben wird. Das fein aufgebaute und angeordnete, so außerordentlich farben- und tönereiche Programm, das in seinem deklamatorischen Teil von du Bois-Reymond und in seinem musikalischen von Gerold mit bestem Gelingen wiedergegeben wurde, packte das Publikum fest und wird auch auf unsere jetzt im Osten vom Sieg zu Sieg schreitenden Soldaten seine Wirkung nicht verfehlen, wenn sie in einer Kampfpause sich zu dieser friedlichen Erholung versammeln.

O diese Fremdwörter! Wie anderswärts, ist auch in den Mauern der Masurenstadt Göttingen der Vernichtungsrieg gegen das Fremdwort auf dem Geschäftsschild entbrannt. Militär-, Regierungs- und Polizeibehörde haben sich zu einem Dreieck zusammengetan und dem fremdländischen Schnitzwerkzeug in den Aufschriften grimmige Fehde angefangen. Mit der in unseren Tagen zum Sprichwort gewordenen „mitleidlosen Verfolgung“ wird den Einbringlingen in das deutsche Sprachgebiet zu Leibe gegangen, ganz gleich, ob sie sich dick und aufgeblasen in gleichem Goldgewande auf den Spiegelscheiben von Schaufenstern breit machen oder flachbrüstig hingepinselt an nüchterner Mauer stehen. Parolen — was war auch ein Fremdwort ist — wird nicht gegeben! Da aber die „Ausländer“ unter den Schilderaufschriften sich aus verschiedenen Gründen nicht immer und überall von heute auf morgen verbannen lassen und noch weniger im Handumdrehen für sie Ersatz zu beschaffen ist, so geriet mancher Geschäftsmann in nicht gelinde Verlegenheit. Dazu kam, daß hinter der freundlichen Aufforderung: „Es wird anheimgestellt, die Inschrift zu entfernen“, ein militärisches Verbot für den Fall der Nichtbefolgung lauerte, das die Firmeninhaber dazu antrieb, so schnell wie möglich reinen Tisch zu machen. Und so wurde denn zunächst einmal alles, was als feierlich vom Bannstrahl der Obrigkeit getroffen war, verkratzt, übermalt und mit Papierstreifen beklebt, ohne Rücksicht darauf, daß solches Verfahren die Schilder bisweilen zu rätselhaften Inschriften werden ließ. Die Göttinger sahen aber wohl die Nichtsnutzigkeit des fremden Federstriches ein und fügten sich willig den behördlichen Anordnungen. Ja, sie entwickelten hier und da sogar recht gefunden Humor bei ihrer Außerordnungsarbeit, wie die hübsche Lat eines ehrsamem Bartschens beweist. Er, der bis heute einen „Friseur-Salon für Damen und Herren“ sein Eigentum nannte, ging ebenfalls reumütig hinaus vor seine Tür und radierte mit Entschlossenheit den westlichen „Friseur-Salon“ von der Mauer, so daß seinen besuchtesten Kunden keinerlei Gefährdung mehr durch Stumbe ein weithin lauchendes: „Für Damen und Herren entgegenwinkt.“

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915. 

No. 16.

Modernes Märchen.

Von Marianne Westerlind.

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal ein Menschenkind, das stand an der Schwelle des Lebens. Und gute Geister traten an seine Wiege und beschloßen, ihm so viele schöne Gaben als Patengeschenke zu bringen, daß dieses Kind, gefeit gegen alles irdische Ungemach, als vollkommen glücklicher Mensch seine Lebensbahn gehen sollte.

Zuerst kamen zwei Knaben an sein Lager; der erste, ein schöner, schlanker Jüngling, neigte sich über die Wiege des Kindes und küßte es auf die Stirn.

„Aus erlauchtem Stamme bist du, mein adliges Kind,“ sagte der Jüngling. „Deine Ahnen haben als fürstliche Jagdgenossen Eber und Rotwild erbeutet und deine Kindeskinde noch werden Pagen am Königshofe sein.“

Da rührte sich der zweite. Er trug ein Füllhorn, mit goldenen Kostbarkeiten und Schätzen gehäuft, und sein Gewand war leuchtend wie die Sommer Sonne. „Deine hohe Geburt nützt dir wenig, wenn du betteln gehen mußt,“ sprach er und lächelte nachsichtig. „Ich schenke dir Gold und Reichtümer, die werden dir überall zum Siege verhelfen, denn der Herrschaft des Goldes beugt sich die Welt.“

Die beiden Jünglinge traten von der Wiege zurück und drei gute Feen näherten sich dem jungen Menschenkind. Die erste war licht gekleidet wie eine Frühlingsgöttin; rosenfarbene Schleier umhüllten ihre königliche Gestalt. Goldbraune Locken fielen auf ihre Schultern nieder, und ihr Auge war tief wie das Dunkel der Winternacht.

„Ich bin die Schönheit,“ sagte die Holde und beugte sich mit einem himmlischen Lächeln über das Kind.

„Deine hohe Geburt und dein Gold würden nicht Trübsinn und Menschenchen von dir wenden, wenn du, unförmig verwachsen, in abschreckender Häßlichkeit durchs Leben gingest. Ich schenke dir die körperliche Schönheit, die wird dir Freunde schaffen, noch ehe man weiß, wer du bist.“

Die zweite Fee stand nicht im Abglanz junger Blüten-schöne da und ihre Stimme klang nicht wie süße, ferne Musik. Ein derbes Gewand fiel von den Schultern auf die Sandalen nieder und ihr fahlgetöntes Haar war straff aus der Stirn herausgerissen. Doch ihre Gestalt zeigte Rundung und Kraft und ihre Wangen waren überzogen von der frischen Röte einer Malvenblume. Sie legte die Hände auf die Stirn des Kindes und sagte ernst und laut:

„Dein Rang, dein Reichtum, deine Schönheit werden die Todessehnsucht nicht bannen können, wenn du den Keim unheilbaren Leidens in der Brust trägst und der Rosenschimmer auf deinen Wangen nur der Abglanz

einer heuchlerischen Krankheit ist. Ich bin die Gesundheit, das Leben. Um mich zu besitzen, opfert man Macht und Reichtum. Nimm es hin, ich gebe dir das Königreich meiner Kraft!“

„Nehmt mich auf in euren Bund,“ erklang die Stimme der dritten. „Was wollt ihr ohne mich anfangen? All eure schönen Gaben würden eitel Dunst und nur Ausbeute raffinierter Intriganz sein, wenn euer Sonnenkind ein Dummkopf bleibt. Seht mich hier!“ Die hohe Frauengestalt schlug den Schleier zurück und sah mit ernsten, klaren Augen forschend in die Runde.

„Ich bin die Klugheit,“ sagte sie ruhig, „ich schenke die Gaben des Geistes, hellen Verstand, Schönheitsinn und Talent! Wo andere arbeitsgebeugt graben und forschen, da wirst du, Kind, nur mühelos Schätze heben.“

Befriedigt reichten die fünf Paten einander die Hände. Nun schien ihnen das Glück ihres Schützlings besiegelt zu sein. Da ging ein Rauschen von mächtigem Flügelschlag über ihre Häupter, und als alle aufsahen, gewahrten sie einen lichten Engel in ihrer Mitte. Er schritt geradeswegs auf die Wiege zu, schlug das feine Batisthemdchen zurück und hauchte einen Kuß auf die zarte Brust. „Das gute Herz, mein Kind, das ist die Hauptsache im Leben; alle Außerlichkeiten zerfallen vor seiner strahlenden Kraft. Der Adel der Geburt und des Geistes, und wie eure schönen Gaben alle heißen mögen, sind wohl schätzenswerte Güter, doch über allen thront der Mensch, den ich schaffen möchte, der gute Mensch! Die Herzensgüte, die schenke ich dir. . .“

Diese sechs guten Geister verschwanden. Einsam blieb das Knäblein zurück.

Da näherte sich eiligen Schrittes eine graugekleidete Frau der Lagerstatt des Kindes, ein boshafter Triumph sprang aus ihren harten Augen und höhnisches Lachen jandte sie den Entschwundenen nach.

„Toren, die ihr eure Fürsorge als vollkommen wähnet! Nüchtern ist sie, lüdenhaft, zerbrechlich, eurer Narrheit gleich! Ihr habt mich vergessen. Ich zerreiße den ganzen schöngeplanten Versicherungsbrief gegen Ungemach und Leid! Rang, Reichtum, Schönheit, Gesundheit, Klugheit, Herzensgüte kann ich eurem Schützling nicht mehr rauben, doch ich schenke ihm dafür bis ins tausendste Glied den bleischweren Fluch: Willensschwäche!“

Der Knabe wuchs heran, und die Menschheit, die in scheuem Staunen auf das „Wunderkind“ gesehen hatte, erwartete nun Ungeheuerliches von dem Jüngling, der sich mit den schwierigsten Problemen der Wissenschaft wie mit allen schönen Künsten beschäftigte und trotz seiner Jugend ein Meister genannt wurde.

Unter anderem arbeitete er an der Konstruktion eines lenkbaren Flugapparates, der die Menschen auch

zu Beherrschern der Lüfte machen sollte. Seine Freunde beobachteten seine Experimente, und wenngleich auch die Ausführung des Wertes noch nicht vollendet war, folgten sie der Sache mit größtem Interesse und versprachen sich einen eklatanten Erfolg. Als sie sich jedoch nach Ablauf einiger Wochen nach der weiteren Entwicklung des Unternehmens erkundigten, erfuhren sie, daß das Modell verstaubt in der Kammer ruhe und vorläufig wegen anderer Pläne zurückgestellt sei. Wegen anderer Pläne! So ging es das ganze Leben hindurch.

Als Maler warf er die schönsten, eigenartigsten Motive auf die Leinwand, ließ dann die Gemälde halbvollendet liegen und schrieb in prächtiger, pompöser Sprache Tragödien nach antikem Muster, um sich bald mit allem Flammeneifer der Komposition alter Volksballaden zuzuwenden, die er auf einer selbständig konstruierten Harfe zum Vortrag brachte. Sein Geist war nimmermüde, und doch floh er ernste Arbeit als einen Feind.

Er liebte ein Mädchen aus edlem Geschlecht und ersehnte sie als Ehegemahl. Ihr helles Haar brannte wie Feuer, doch in ihren Augen wohnten Sanftmut und Milde. Und er setzte sich hin und schrieb zahllose Dichtungen über dieses herrliche Geschöpf. Seine Freunde aber, die um seine Neigung wußten und auch in Erfahrung gebracht hatten, daß Gegenliebe vorhanden sei, rieten ihm: „Geh doch zu ihr — frage sie!“

Aber er sah kaum auf. „Ja, morgen . . . morgen . . .“ Da führte ein anderer sie heim.

Seine Gemeinde wurde kleiner und kleiner: nur ein paar alte Freunde noch redeten sich vor, an ihn zu glauben. „Und dein lenkbarer Flugapparat?“

Er machte eine verlegene Geste. „Ja so . . . später . . .“

Sie legten die Stirn in Falten. „Du stirbst noch darüber hinweg.“

Da stand er da und ballte die Fäuste. Er fühlte die Ketten, die ihn umwanden, je fester, je mehr Jugend, Schönheit und Elastizität des Geistes schwanden, denn ewige Jugend vermochten ihm seine Paten nicht zu geben; auch ihre Macht war beschränkt und unterlag den allweisen Naturgesetzen von Werden und Vergehen. Auf seinem Sterbebett wand er sich in Seelenqualen. „Was war mein Leben . . . ein blöder Traum. Ach, kommt zurück, ihr dumpfen verlorenen Stunden, daß

ich euch meistere mit vollem Bewußtsein . . . ihr Jahre, verträumt und vergrübelt im Nichtstun, kehrt zurück . . . noch einmal möcht ich —“

Doch mit großen, harten Schritten kam der Tod und schnitt ihm die nutzlose Bitte ab.

Seine Kinder und Kindeskinde zogen hinaus in die Welt. Sie hatten seine glänzenden Vorzüge ererbt, doch auch den einen, im Anfang so unweifellich erscheinenden Mangel. Und doch trieb er sie alle in systematischer Sicherheit dem Abgrund zu.

Ein trauriges Geschlecht, diese großen Unberühmten, die durch eigene Schwachheit so lautlos durch das Leben gingen. Überall fand man sie, diese hungrigen Philosophen, die sich mit großen, großen Weltbeglückungsideen trugen und sie doch unausgesprochen mit ins Grab nahmen, diese schönen, vornehmen Frauen, die das rauhe Leben in die Dachkammern hinauftrieb, wo sie arbeitslos von festen träumten, die in märchenweiten fernen lagen, alle diese Poeten, Phantasten, Träumernaturen. . . . Alle diese im Geist und im engen Reich ihrer Selbstherrschaft so starken und in der Wirklichkeit so Kleinen, Schwachen, Unbeholfenen. . . .

Dumpf brütend ignorierten sie das Hohelied der Arbeit. Sie arbeiteten zwar, doch auf falsche Art. Ihr Werk trug keine Früchte und wenn die Ausaat auch noch so edel und kostbar gewesen war. So wurde ihre Unterlassungssünde zuweilen zum Verbrechen.

Viele unter ihnen erkannten ihre Kraftlosigkeit und bekämpften sie vergobens. Manche nannten sie Trägheit, andere Sehnucht.

Von Zeit zu Zeit aber entstand auch ein Kühner, Großer, Starker unter ihnen, der mit eiserner Kraft den alten Fluch zerbrach und mit hellen Augen den Genossen zurief: „Willensschwäche soll unser Erbteil sein?“ Nicht doch! Willensschwäche ist es, wenn wir es nicht zwingen! Wenn wir unsere Schuld Verhängnis nennen, eine Schuld, die unsere eigene Schwachheit züchtete. Und doch . . . seht her! Wie zerbrechlich ist sie.

Aber sie folgten ihm nicht. Sie sonnten sich weiter an den Gnadengeschenken der guten Feen und träumten weiter von Ruhm und allem Erdenglück, bis sie am Ende erkannten, daß alles Schaum gewesen war.

Sie hatten die Kunst der Arbeit nicht begriffen.

Es war ein trauriges Geschlecht.

In Seindesland

Kriegsnovelle von Eduard Westhoff.

(Nachdruck verboten.)

Sünther Schöpping war das erste Opfer des deutsch-russischen Krieges.

Er war vor 10 Jahren auf den Ruf einer Petersburger Firma als junger Ingenieur nach Rußland gewandert und da er Förderung durch einen hohen russischen Würdenträger fand, so wurde ihm bald in einer der großen Werkstätten in einer Vorstadt Moskaus ein so weiter Wirkungskreis eröffnet, daß er beschloß, in der neuen Heimat zu bleiben.

Er organisierte nicht nur die technische Arbeit seiner Untergebenen, er führte auch mit der Starrköpfigkeit des Westfalen deutsche Ehrlichkeit und Sorgfalt bei den Arbeitern ein.

Seine Unternehmungen vergrößerten sich und gediehen. Um in einem gewissen Zusammenhang mit Deutschland zu bleiben, bezog er aus der Heimat nicht nur die Modelle, sondern auch fertige Teile und Maschinen. Da er keine gesellschaftlichen Beziehungen hatte, wurde die Arbeit sein Ein und Alles. Als er Erzeugnisse herzustellen gelernt hatte, die den deutschen kaum nachstanden, unternahm er Versuche, um durch eigene Forschungen die bisherigen Leistungen zu übertreffen.

Zu den äußeren Glücksgütern, die Schöpping im Laufe der Zeit zufließen, gewann er sich schließlich die Tochter eines russischen Rechtsanwalts, der, ein geborener Kurländer, deutsche Sitten und Sprache in seinem Hause schätzte. Der Vater hatte mit seinem Jawort noch gezögert, weil für die Ansprüche eines reichen russischen Hauses des Freiens Mittel noch nicht genügten. Aber Schöpping hatte ihm in der Unterredung bescheiden und doch mit einer kühnen Selbstverständlichkeit erzählt, daß er an einer bedeutenden Erfindung arbeite, deren Erträge ihn mit einem Male sicher reich machen würden, reich selbst nach russischen Begriffen.

Von da an arbeitete er fast Tag und Nacht. Nur die Erfrischung eines innigen Briefwechsels mit seiner Liebe gönnte er sich während seiner Konstruktionen.

Im Juli wurden die Modelle fast fertig, es handelte sich um Sprengschüsse für Bergwerke, deren Bau dadurch in ungeahnter Weise beschleunigt werden sollte. Und gerade auf diesem Gebiete hatte Schöpping in dem ertragsreichen Gebiete des Uralgebirges große Ernte zu erwarten. Schon hatte man ihn im Vertrauen auf seine früheren Leistungen in eine Aktiengesellschaft gewählt

und ihm Aktien ohne Zahlung zur Verfügung gestellt unter der Bedingung, daß er seine Erfindung in den Gruben dieser Gesellschaft auf eine gewisse Zeit allein anwende, ihr jedenfalls einen Vorsprung vor anderen Gesellschaften sicherte.

Es war Mitte Juli, als Schöpping in seiner Umgebung eine seltsame Veränderung bemerkte. Die Arbeiter waren schen; die Ingenieure, die ihn früher so gern aufsuchten, mußte er sich zu den Konferenzen erst rufen lassen. Er wußte sich diese Vorgänge nicht zu erklären. Sie waren ihm um so unverständlicher, als andererseits ein Finanzdirektor der Werke, der ihm früher nicht besonders gewogen schien, ihn mit einer fast aufdringlichen Freundlichkeit verfolgte, ihn sogar in eine nationale Herrengesellschaft einlud, zu der Schöpping bisher nie gebeten worden war.

Die Einladung lautete auf den 29. Juli, denselben Tag, an dem Schöpping sich vorgenommen hatte, sein Geheimnis dem ersten Ingenieur zu übergeben, damit dieser die fabrikmäßige Herstellung des Sprengmittels in die Wege leitete. Am Vormittag desselben Tages fand sich der Ingenieur auch ein. Gerade aber, als Schöpping dem begierig Lauschenden die ersten einleitenden Worte gesagt hatte, hörte er den Vorbeimarsch von Truppenmassen. In Schöpping stieg ein Argwohn auf; er sah den Ingenieur scharf an und bemerkte, wie dieser erblaßte. Schöpping trat ans Fenster und sah, daß die Truppen feldmarschmäßig ausgerüstet waren. Er schwieg und bat den Ingenieur auf den nächsten Tag.

Am Abend hielt er es aber doch für besser, sich Sicherheit zu verschaffen. Er zog sich um und folgte der Einladung. Er befahl einen Wagen und fuhr nach Moskau. Die Diener des Klubs nahmen ihm Überrock und Mantel ab; er betrat den Empfangsalon und sah überall unaufrichtige Gesichter; er fühlte, wie man ihn scheinbar feierte, um ihn in Stimmung zu bringen, merkte, daß man ihm zutrank, um ihn betrunken zu machen.

Die Nacht rückte vor. Seine Tischnachbarn entfernten sich scheinbar zufällig, andere traten an ihre Stelle, die

ihm von neuem zutranken und dann kamen Fragen und herausfordernde Reden der Anzweiflung des Erfolges seiner Erfindungen. Und wenn noch ein Zweifel in seinem Herzen gewesen wäre, so hätte das lallende Wort seines Gegenübers ihn aufgeklärt, der in voller Betrunkenheit sagte: „Wenn deine Kanonen gut schießen, können wir sie jetzt gut brauchen im Kriege, deutscher Hund!“ und er sah aus den Blicken, die die andern sich zuwarfen und an der Art, wie sie den Betrunkenen, auf ihn einflüsternd, herausführten, daß sie im Einverständnis waren. Da brach er auf. Ein zweites Auto folgte dem ersten in einiger Entfernung.

In seiner Villa fand er den Diener noch auf. Der alte Württemberger teilte ihm mit, daß jemand eingestiegen wäre und sich im Atelier zu schaffen gemacht hätte. Der Diener hatte ihn vertrieben, vielleicht verletzt. Nichts Gutes ahnend, eilte Schöpping dahin, fand auch Spuren, die auf den Versuch hindeuteten, seinen Schreibtisch zu öffnen. Der Dieb war überrascht worden und das Sicherheitschloß zeigte Spuren, war aber nicht zerstört.

Schöpping ergriff die Modellteile, machte mit den Skizzen ein Feuer und warf alles in den Kamin, als es heftig an seiner Tür pochte. Der Direktor und ein fremder Herr, anscheinend ein Offizier in Zivil, traten ein.

„Wollen Sie bitte, Herr Schöpping,“ sagte der Direktor mit einer gewissen Feierlichkeit, „mir sogleich die Erfindungen geben, die Sie in unserem Auftrage gemacht haben.“

Schöpping begriff; das war der Anfang der Gewalt. Indem er ruhig an seinem Arbeitsplatz lehnte, sagte er, in den Kamin weisend:

„Dort sind sie.“

Der Direktor erhob die Hand zum Schlage; dann stieß er einen Fluch aus und verließ das Zimmer.

Drei Tage später erfolgte die Kriegserklärung an Deutschland und schon zwei Stunden später, nachdem die erste Patrouille die Grenze überschritten hatte, wurde Schöpping im Namen des Zarenreiches hingerichtet.

Das Geheimnis seiner Erfindung aber nahm er mit sich ins Grab.

Letzte Grüße.

Nach einer wahren Begebenheit.

Herbstsonne küßte mit goldenen Strahlen
Den müden Tag zur Ruhe. —
Die Schlacht war heiß,
Die Schlacht war aus.
Wir lagen still im engen Kreis
Und dachten alle nach Haus. —
Der eine dachte an Weib und Kind,
Der andere an Vater und Mutter,
Und jener wohl an Wetter und Wind,
An Ernte und Winterfutter.
Ein jeder dachte an Herd und Heim,
An Hof und Feld der Bauer. —
„Bald fehr ich als Sieger zum Liebchen heim,“
Träumt der Jüngste, dort an der Mauer.
Und dort am Ende, gefaltet die Hände,
Da lag ein Hessischer Recke,
Ein Landwehrmann mit wallendem Bart,
Ein Riese, so recht nach deutscher Art;
Der starrte vor sich hin ins Abendrot. —
Ihm blieben im Kampf zwei Brüder tot.
Wir wußten es alle,
Und keiner sprach;
Denn der Riese, der dort am Feuer lag,
War uns ein lieber Geselle. —
Doch seh ich recht?
Er öffnet den Rock
Und nimmt zwei Briefe heraus;
Zwei Briefe,
Geschrieben von Brüderhand

An die Lieben daheim im Vaterland.
Die reicht er mir zu.
Und raunt ganz leis:
„Nimm hin sie in guten Verwahr.
Ich ziehe auf Wache
Und denke an Rache.
Den dritten Brief nimm dazu.“ —
Still war die Nacht,
Kein Stern zu sehn;
Fern hör ich Wachen und Posten gehn. —
Drei Schüsse durchrollen das weite Tal,
Und eilend lauf ich zur Wache.
Die bettet den Riesen auf den Mantel weich;
Sein Auge ist hell,
Die Stirne bleich,
Und sterbend ruft er mir lächelnd zu:
„Nun gehst nach Walhall zur letzten Ruh.
Zwei Turkos schlüchen wie Schlangen daher,
Die nahm ich scharf aufs Korn;
Gerächt hab ich die Brüder schon!
Grüß mir mein Weib,
Mich rächt mein Sohn!“
Spät ging ich müde zum Lager zurück.
Und dachte heiß an mein stilles Glück,
An meine Lieben daheim. —
Die Nacht war kurz,
Der Tag brach an;
Vier Briefe sandte ich heim. . . .

Hermann Böning, Wiesbaden.

Carlyle und Deutschland.

Einer, der England den Weg wies, den es — nicht ging.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

„Sie sind auch heute noch nicht anders, als Carlyle uns Ihnen geschildert hat!“ So ruft Adolf Harnack den Briten zu, und andererseits verkünden fanatische Engländer, wie Wells und Conan Doyle, die für den freventlich heraufbeschworenen Krieg Stimmung machen wollen: „Das Deutschland Carlyles ist tot!“ Was ist's mit diesem „Deutschland Carlyles“, dessen vielen Engländern so tief eingewurzelte Vorstellung man ihnen nun mit Stumpf und Stil aus dem Herzen reißen will? Es ist die von leidenschaftlicher Glut des Fühlens getragene, mit der Anschauung des Sehers dargestellte Lebensarbeit eines der größten Geister, die England besaßen, die Stimme eines Predigers, der seinem Volk das leuchtende Bild einer Brudernation als Vorbild, seine Kultur als gemeinsames Gut in die Seele zu pflanzen gedachte, dessen fromm gespendete Saat anfing in hoffnungsvollen Keimen, bis der Böse kam und säete Unkraut unter den Weizen. . . Statt der Segensförner der Liebe und des Verstehens ist nun eine Ernte des Hasses und Krieges herangewachsen. Der gewaltige Verkünder einer germanischen Gemeinschaft, einer deutsch-englischen Verständigung ist tot, und was er so hingebend erstrebt, so wundervoll geschaut, ist ein Kinderspott geworden, ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Wir aber wollen daran denken, daß dieser „getreue Eckart“ des Britenlandes auf unserer Seite kämpfen würde, wenn sein Wort ungehört verhallte. . . Er würde es für uns erhoben haben wie 1870.

Im deutsch-französischen Kriege neigten nämlich die Engländer, als ihnen die deutschen Siege unheimlich zu werden anfangen, bedenklich zu den Franzosen. Die Londoner Presse, stets bereit, im Trüben zu fischen, machte zu Gunsten der „edlen ritterlichen, unterliegenden großen Nation“ Stimmung, und der unter der Decke der Sentimentalität schon damals schwälende Neid auf den „kleinen Bruder, der zu groß geworden“, drohte in hellen Flammen aufzulodern. Da trat Carlyle auf und schlug mit seinem Donnerwort all die diplomatischen Treibereien nieder, brachte die Engländer zur Besinnung. Es war die letzte öffentliche Kundgebung des Greises, zugleich die Krönung und Vollendung seiner Weltanschauung, die in dem Zerfallsprozeß des zweiten Kaiserreiches das unheilvolle Fortwirken der von ihm stets bekämpften „gottlosen Literatur“ des 18. Jahrhunderts sah. Nun offenbarte sich ihm in dem Unterliegen des „Calmihelden“ Napoleon ein Beispiel für seine nach Fichte geformte „Lehre vom wahrhaften Krieg“, für den Sieg des Glaubens und Rechts über Unrecht und Unglauben. Sein alter Wunsch, daß England und Deutschland sich verstehen und lieben lernen müßten, gab ihm jenen berühmten Brief an die „Times“ vom 11. November 1870 ein, in dem er das gerechte Verlangen Deutschlands nach Elsaß-Lothringen hervorhob, mit dem Flammenhauch seines Pathos die anti-deutsche Bewegung vernichtete und seine Widerfacher mit den Skorpionen seiner scharfen Zunge züchtigte. Leuchtend und rein ließ er damals das Bild des „edlen, geduldigen, tiefen, frommen, ehrlichen Deutschland“ stehen und führte gleichzeitig in einem andern Schreiben aus: „Seit alten Zeiten ist Deutschland die friedliebendste und stärkste unter allen Völkern, die größte Ehrfurcht einflößende Nation gewesen. Deutschland müßte Präsident von Europa sein und wird auch allem Anschein nach wieder auf fünf Jahrhunderte mit diesem Amt betraut werden.“ Der Umschlag der englischen öffentlichen Meinung zu Gunsten Deutschlands ging zum

großen Teil auf das Wirken Carlyles zurück, der als einzige Auszeichnung seines Lebens, nachdem er alle englischen Ehrenzeichen abgelehnt hatte, den von Friedrich d. Gr. gestifteten „Pour le mérite“ annahm und in Bismarck den letzten würdigen Gegenstand seiner „Heldenverehrung“ erkannte. Das Volk Bismarcks war ihm noch das Volk Goethes.

Carlyle hat so seinen ersten und seinen letzten Helden unter Deutschen gefunden. Goethe wurde sein erster Führer aus Dunkel und Wirrnis empor zur Erlösung und ist der Leitstern seines Lebens geblieben. Er bekannte, „ihm mehr zu verdanken als irgend jemandem: nämlich ein Stück geistiges Licht und Freiheit“. „Wie ein Schüler seinem Meister, ja, wie ein Sohn seinem geistigen Vater“ huldigte er ihm. „Ihre Werke waren mir ein Spiegeel“, schreibt er dem Dichter, dessen freundlich herzliche Anteilnahme ihm der beste Gewinn seines Lebens war. „Ihre Weisheit hat mich geleitet, Friede und Gesundung sind mir aus der ferne geworden.“ Was er seine „Bekehrung“ nannte, die Erlösung von faustischen Qualen und geistiger Verzweiflung, der große Umschwung in seiner Entwicklung zu Gesundung und Schaffen, der im Juni 1821 eintrat, er ist durch Goethe mitbestimmt worden, der ihn Glauben, Entsagung, Liebe und Schönheit, kurz Religion lehrte. In der deutschen Literatur sah er „den Anfang einer neuen Offenbarung des Göttlichen“ und in Goethe den Führer, „den wichtigsten Deutschen nach Luther“. Man hat Carlyle vorgeworfen, er habe Goethe nicht verstanden, aus dem „freien Helden“ einen predigenden Puritaner gemacht und in seinen Werken nach moralischen Lehren gesucht. Gewiß hat der schottische Eiferer seinen Abgott ein wenig nach dem eigenen Bilde gemodelt, die erste Periode des „Pestfiebers Zweifel“ im „Werther“ und die zweite der „heidnischen Weltanschauung“, gegen die dritte, die „christliche der Ehrfurcht und des alldurchdringenden Glaubens“, zurückgeschoben. Die Werke des greifen Goethe standen ihm am höchsten, die „Wanderjahre“, der „Westöstliche Divan“, „Dichtung und Wahrheit“. Aber er hat auch die „Lehrjahre“ meisterhaft überseht und für die Gedichte, für den ersten Teil des faust Worte tiefsten Verstehens gefunden. Vor allem brachte er seinen Landsleuten zuerst einen Begriff von der ungeheuren Persönlichkeit dieses „wahren Beherrschers seiner Zeit“ bei, trat als „Statthalter Goethes in England“ auf und machte zugleich die andern großen deutschen Dichter und Denker unter seinem Volke bekannt, die sich ihm selbst in seinen Seelenkämpfen als so hilfreiche Geister erwiesen.

Wohl hat Carlyle in der gewaltigen Hauptaufgabe seines Lebens, die Schätze des deutschen Geistes zum Nutzen seines Vaterlandes zu heben, Vorgänger gehabt. Schon Coleridge hatte Lessing und Kant gepredigt, William Taylor „Nathan“ und „Iphigenie“ sehr gut überseht und einen „historischen Überblick über die deutsche Literatur“ geboten, Bulwer die Deutschen als das „Volk der Dichter und Denker“ gepriesen, aber erst der Einsiedler von Craigenputtock gab dem fremden Wesen stets verschlossenen Inselvolf einen lebendigen Begriff von der einzigartigen Größe jener Geistesrevolution, die durch die idealistische Philosophie, die klassische Dichtung und die romantische Bewegung in Deutschland für die Welt heraufgeführt wurde; er wurde seinen Landsleuten zum Führer in das gelobte Land der deutschen Weisheit und Schönheit, und wenn Goethe und Schiller, Kant und Fichte in den britischen Geisteskämpfen des 19. Jahrhunderts als Mitstreiter und Be-

freier gewirkt haben, so ist es ihm zu danken. Paul Hensel hat in seinem tiefgründigen Buch über Carlyles Weltanschauung gezeigt, wie sein ganzes Schaffen von deutschen Ideen befruchtet und erfüllt ist. Neben Goethe sind seine Lieblingsgestalten aus Deutschlands Vergangenheit Luther, dem er ein großes Werk widmen wollte, und Schiller, dessen heroisches Ringen und Gestalten er in seiner ersten, von Goethe höchlichst gelobten biographischen Arbeit meisterhaft darstellte. Carlyles eignes Denken geht nach Überwindung der französischen Aufklärungsliteratur von Kant aus über diesen hinweg zu Fichte, zu dessen Lehre des „ewigen Ja“, der Überwindung des Objekts durch das Ich er sich selbständig durchdrang. Auf Fichte geht auch seine Geschichtsphilosophie zurück, während er sich in seiner Auffassung des Staates an die Romantiker Adam Müller und Karl Ludwig von Haller anschloß. Seine glänzende, eigenschöpferische Art der Kritik ist durch A. W. und Friedrich Schlegel bestimmt, die schon vor ihm Ideendarstellung gaben und die Besprechung zum Kunstwerk formten. Die Romantiker, unter deren Vertretern ihn auch die merkwürdigsten und schwierigsten, wie Zach. Werner und E. T. A. Hoffmann, interessierten, hat auf seine religiöse Entwicklung tief eingewirkt; als Prophet eines lebendigen Gottes und einer tiefsinnigen Mystik ist Carlyle der Schüler des Novalis. Als Dichter aber wandelte er in seinem seltsam großartigen Roman „Sartor resartus“ ganz auf den Spuren Jean Pauls und schrieb im Stil dieses Meisters, in dem er, früher als wir selbst, den „deutscheften Künstlergeist“ ahnte, „einen deutschen Roman in englischer Sprache“.

Deutsch wie all diese einzelnen Anregungen ist auch das Grundgefühl, aus dem Carlyles ganzes Schaffen zu verstehen ist: es ist der „pangermanistische Patriotismus“, zu dem sich Fichte nach Preußens Niedergang in seinen letzten, den Geist der Freiheitskriege verkündigenden Schriften aufgeschwungen. Von seinen Urfängen her offenbart sich ihm das Germanenvolk als „Volk der Treue, fähig, dem eignen Urteil frei zu entsagen“, und als führende Männer dieses führenden Volkes hat er in seinen beiden größten biographischen Werken Cromwell und Friedrich d. Gr. dargestellt, den Schöpfer der britischen Seemacht und den der preussischen Größe, während er in seinem dritten Hauptwerk, der Schilderung der französischen Revolution, ein glutvolles Gegenbild romanischer Zügellosigkeit und Zersetzung gestaltete. Friedrich d. Gr. ist für Carlyle in seiner Biographie der Überwinder des undeutschen 18. Jahrhunderts, der Mann der Pflicht und Ordnung, der Held des kategorischen Imperativs, dem gegenüber der Freund Voltaires und Aufklärer ganz zurücktritt; vor allem aber ist es der Begründer der Großmacht Preußens, des Staates, in dem Carlyles Seherauge bereits 1850 den Träger der Zukunft in Europa erblickte. So hat er mit der größten

Ausführlichkeit und mit unvergeßlicher Lebendigkeit die Entstehung, das Werden und Wachsen dieses Staates geschildert und nicht nur für die Engländer, sondern auch bei uns erst die wahre Würdigung des so lange verkannten „Soldatenkönigs“ Friedrich Wilhelm I. angebahnt. Ja, eine „Ehrenrettung Preußens“ war das Buch; es bot den Briten zum erstenmal ein Bild dieses neuen, mächtig aufstrebenden Reiches. Die unendliche Mühe, die zwei Reisen nach Deutschland, die Carlyle an das Werk setzte, sind nicht vergebens gewesen. Die Biographie des großen Königs, von den ersten Kennern, wie Droysen und Koser, in ihrem Wert anerkannt, ist bei uns ein Volksbuch geworden; England hat sie eine ganz neue Welt erschlossen.

Carlyle sah in Preußen den Kern eines geeinten, mächtigen Deutschlands, das sein Herz ersehnte, und er stellte dies neue Deutschland seinem Vaterland als Muster hin. Die Idee eines „größeren England“, des „Imperialismus“, die später so verzerrt wiederauftauchte, vertrat sich bei ihm wohl mit einem „Pantentionismus“ im edelsten Sinne, einer Herrschaft und Gemeinschaft aller germanischen Völker. Jene „pangermanistischen“ Gedanken, die man heute in England als Eroberungsgelüste Deutschlands auslegt, sind, freilich im Geiste des Friedens, von Carlyle ausgegangen. Aber die Möglichkeit zur Erfüllung dieses Traumes sah er nur in einer Abkehr Englands von seinen uralten Nationalfehlern, in der Nachahmung des deutschen Vorbildes. Niemand hat schärfer und leidenschaftlicher gegen Old-Englands Laster gewettert, die jetzt wieder so üppig in Blüte stehen, als er. Selbstsucht und Unwahrheit hat er als Englands schwerste Sünden, als die Sünden wider den heiligen Geist gebrandmarkt. Der praktische Nützlichkeitsstandpunkt der Briten war seinem Idealismus verhaßt, ihre Heuchelei, der berühmte „Cant“, seinem Glauben an das „moralische Ich“, dem Wahrheit Notwendigkeit ist. „Kein Engländer“, rief er seinen Landsleuten zu, „wagt mehr die Wahrheit zu glauben! Seit 200 Jahren ist er eingehüllt in Lügen jeder Art. Ein feines Gift der Lüge durchdringt die Gesellschaft!“

Der unerschrockene Straf- und Bußprediger wollte den Engländern den rechten Weg weisen, den Weg zu Wahrheit und Opfermut, zu Glauben und Idealismus, den Weg nach Deutschland. Eine Zeit lang schien es auch, als ob sie ihm folgen wollten; aber bald entfernten sie sich immer weiter von diesem Pfad und von Carlyle, bis zum offenen Haß gegen das Bruderland, bis zum Gipfelpunkt der Selbstsucht und der Lüge. So ist es gekommen, daß der Prophet nichts mehr gilt in seinem Vaterlande und daß Carlyle, von dessen Schriften eine Auswahl unter dem Titel „Arbeiten und nicht verzeifeln“ in hunderttausenden von Exemplaren unter uns verbreitet ist, ein deutscher Klassiker geworden ist und kein englischer.

Der unbedeutende Herr

Skizze von Friedrich Rüb.

(Nachdruck verboten.)

Minna war in großer Aufregung. Um 8 Uhr, bald nachdem die Herrschaft fortgegangen war, hatte sich ein Herr eingefunden, der den Doktor zu sprechen wünschte. Da die Tür zur Wohnung verschlossen war, war er die Hintertreppe emporgestiegen und hatte an die Küchentür geklopft.

Das Mädchen sagte ihm, daß Dr. Herbert nebst Frau und Tochter ausgegangen seien und sobald nicht zurückkäme.

Der Herr zog ein Papier aus seiner Tasche, hielt es dem Mädchen unter die Nase und verlangte die Öff-

nung der Vorderzimmertür. Sie könne die Vorderwohnung nicht öffnen, erklärte Minna, der Herr habe die Schlüssel mitgenommen.

Das Herz klopfte ihr sehr bang in der Brust; es fiel ihr ein, daß ihr die Herrschaft ausdrücklich unterjagt hatte, einem Fremden in ihrer Abwesenheit die Tür zu öffnen. Sie betrachtete mit nicht geringem Mißtrauen den kleinen Mann mit dem kurzgeschorenen Haar und der rötlichen Nase, die im Scheine des Herdfeuers aufleuchtete.

Der Besucher stand einen Moment unschlüssig in der Küchentür — dann fragte er, wohin denn der Doktor

gegangen sei, — er habe ihm etwas besonders Wichtiges mitzuteilen.

„Die Herrschaften sind auf dem Kasinoball und kommen sicher erst in später Nacht zurück.“

Nach diesem Bescheide war der Herr gegangen — aber vom Hofe aus blickte er nach den Fenstern der Wohnung hinauf, was Minna sehr wohl bemerkte, da sie hinter dem Küchenfenster stand, um sich das Gesicht des merkwürdigen Gastes einzuprägen. Dr. Herbert hatte angeordnet, daß sie über alle Vorgänge während seiner Abwesenheit stets genau zu berichten habe. Das tat sie auch stets, aber dieser Fall machte ihr besondere Kopfschmerzen, da sie natürlich in der Aufregung den gedruckten Schein, den ihr der Fremde gezeigt, nur flüchtig betrachtet hatte. Im übrigen, damit tröstete sie sich, hätte sie ja doch kein Wort von dem verstanden, was das Papier enthielt. Aber jedenfalls hat ein Mensch, der um 8 Uhr abends erscheint, nichts Gutes im Sinne — darüber war sich Minna völlig klar, und daß Schwindler und Hochstapler, die harmlose Menschen ins Garn locken wollen, gefälschte Zeugnisse mit amtlichen Siegeln oder dergl. Kram benutzen, das wußte sie auch — denn man liest ja täglich die Rubrik „Eskales“, „Vermischtes“ und „Gerichtliches“ in der Zeitung, um sich in der Bildung ein wenig zu vervollkommen. Darauf legte sie sogar besonderen Wert, seitdem sie, lauschend hinter der Speisezimmertür, gehört hatte, wie der Doktor zu seiner Frau sagte, Minna sei ein sehr verständiges Mädchen, der man durchaus vertrauen könne.

Das fiel Minna jetzt wieder ein. Sie legte sich den Bericht zurecht, den sie dem Doktor erstatten wollte; aber da sie damit doch nicht zu Ende kam, löschte sie schließlich die Küchenlampe und ging in ihre Kammer, deren Tür sie sehr sorgfältig mit einem Küchenstuhl, den sie mit einer gefüllten Waschkübel beschwerte, verammelte. Wahrscheinlich hoffte sie, der Einbrecher würde, wenn er in ihre Kammer zu dringen versuchte, in das Bassin stürzen und elendiglich darin ertrinken.

* * *

Der Doktor und seine Damen amüsierten sich auf dem Kasino-Ball vortrefflich. Sie saßen in Gesellschaft eines älteren, ihnen befreundeten Ehepaares auf einer Estrade und ergötzten sich an der Heiterkeit der Jugend. Fräulein Jrmtraut, das rosige Töchterchen, hatte bereits viel getanzt; aber am Tango, der soeben im Saale von einer ausgewählten Schar gewandter Tänzer vorgeführt wurde, nahm sie nicht teil. Sie saß an der Seite ihrer Mutter und trank sein Schlüßchen aus dem funkelnden Römer, den ihr der Vater soeben gefüllt hatte.

Da trat ein kleiner Herr an den Tisch des Doktors, legte seine Hand auf die Lehne des einen der unbesetzten Stühle und fragte, ob es gestattet sei.

Der Doktor bat den Gast auf das freundlichste, Platz zu nehmen. Der Fremde murmelte seinen Namen — der Doktor verneigte sich und stellte gleichfalls sich und seine Damen vor.

Frau Doktor fand es im Grunde sehr unschädlich, daß ein fremder Herr so ohne weiteres den Platz an einem Tische in Anspruch nahm, den sich die Familie reserviert hatte, und ließ ziemlich ungnädig ihre Blicke von oben bis unten über den kleinen Mann gleiten, der übrigens einen tadellosen Frack und blendend weiße Wäsche trug. In dieser Hinsicht ließ sich also nichts einwenden. Aber die Anwesenheit des Fremden, der in der Kasino-Gesellschaft ganz unbekannt zu sein schien, wirkte doch sehr störend; die Herren unterhielten sich leiser, und die Damen flüsterten nur noch, während der Fremde seine ganze Aufmerksamkeit der Vorführung des Tango zuwandte.

Man konnte ihn jetzt ungestört betrachten. Er hatte eine etwas untersekte Gestalt; sein dicker Schädel mit dem kurz geschorenen Haar und der niederen Stirn, die rötlich angehauchte Nase, wie der rotblonde Schnurrbart,

erinnerten, wie Frau Dr. Herbert konstatierte, sicher nicht an Adonis.

„Wie findest du ihn?“ flüsterte sie ihrer Tochter zu — aber ihrer Gewohnheit gemäß deutlich genug, daß es der Fremde hören konnte. „Sehr unbedeutend, nicht wahr?“

„Nicht doch so laut, Mama“, gab Fräulein Jrmtraut zurück — „das hat er sicher gehört.“ Die Mama fand nicht mehr Gelegenheit zu einer Rechtfertigung. Denn der Tango war beendet, das Orchester begann eine lockende Walzermelodie zu spielen, und in diesem Moment erschien auch schon ein schlanker befrachteter Herr, um Fräulein Jrmtraut zum Tanze zu holen.

Jetzt endlich fand der Fremde, da Frau Doktor in ein Gespräch mit den älteren Herrschaften verwickelt wurde, Gelegenheit, einige Worte mit Herrn Dr. Herbert auszutauschen — er fragte leise, ob er den Doktor in einer dienstlichen Angelegenheit sprechen könnte.

Zunächst machte der Doktor große, sehr erstaunte Augen; aber er konnte der höflich vorgetragenen Bitte nicht widerstehen und erhob sich, nachdem er seinen Freunden einige unverständliche Worte hingeworfen hatte, um sich mit dem Fremden in das benachbarte Gastzimmer zu begeben. —

Hier ergriff, auf einen fragenden Blick des Doktors, der kleine Herr sofort das Wort zu einer wohlgefügten Rede, die man ihm nicht zugetraut hätte:

„Wenn Sie erfahren haben werden, was mich veranlaßt hat, Sie hier auf dem Balle aufzusuchen, so werden Sie gewiß sehr ungehalten sein. Darum möchte ich einige Worte zu meiner Rechtfertigung vorausschicken. Ich war bereits vor drei Tagen an Ihrer Wohnungstür. Da ich dieselbe verschlossen fand, entfernte ich mich. Ich hätte die Tür gewaltsam öffnen können“ —

Hier rückte der Doktor mit ruckartiger Bewegung seinen Stuhl um wenigstens 5 Zoll zurück.

„Ich hätte die Tür gewaltsam öffnen können — aber auch Herren mit auffallend niedriger Stirn — die der Aufmerksamkeit Ihrer werten Gattin nicht entgangen ist — kleine unbedeutende Leute besitzen doch bisweilen einen gewissen Takt.“

„Bitte, kommen Sie doch endlich zur Sache! Ich möchte meine Damen nicht zu lange allein lassen.“

„Heute wiederholte ich den Versuch, und da die Wohnung wiederum verschlossen war und das Mädchen den Betrag von 82 Mark nicht zahlen konnte“ — hier zog der unbedeutende Herr ein Stück Papier aus der Tasche, das er vor den Augen des Doktors entfaltete — „und Sie —“

„Ich verstehe absolut nicht, weshalb das Mädchen 82 Mark zahlen soll und weshalb Sie mir hier auf dem Kasino-Ball diese ganze Geschichte erzählen.“

„Das Mädchen soll gar nichts zahlen. Aber Sie, Herr Doktor, haben offenbar vergessen, in dem Erbschaftsstreit Dr. Herbert contra Petersen die Gerichtskosten einzufenden; und so möchte ich Sie auf Grund des Ausweisungspapieres, das ich Ihnen vorgelegt habe, ersuchen, mir die 82 Mark oder Ihre goldene Uhr zu geben. Das wird genügen. Die Kette können Sie behalten — dann fällt das Fehlen der Uhr der Ballgesellschaft nicht weiter auf.“

Der Doktor war sprachlos — alle Farbe war aus seinem Gesicht entwichen — und wenn er sich nicht mit beiden Händen an seinem Stuhle festgehalten hätte, so hätte ihn diese Aufforderung sicher zu Boden geworfen. Aber er versuchte keinen Widerstand, löste die Uhr von der Kette und reichte sie dem Gerichtsvollzieher — nachdem er sich schnell überzeugt hatte, daß sie von niemandem beachtet wurden.

„Wie ist aber das nur möglich?“ sagte der Doktor völlig niedergeschlagen. „Es ist richtig, ich habe den Prozeß verloren, aber die Gerichtskostenrechnung muß doch längst beglichen sein!“

„Wohl möglich!“ erwiderte der kleine Herr, „aber Sie sehen den Vollstreckungsbefehl.“

„Wenn ich nicht irre, kam die Kostenrechnung im August, — richtig, ich war damals mit meiner Frau in Heringsdorf — die Rechnung wurde mir nachgeschickt.“

„Dann wird es sicher stimmen — ich kenne das. Man geht zur Post, holt sich die Briefe ab, liest sie auf der Strandpromenade und nimmt sich natürlich vor, die dringenden Sachen sofort zu erledigen. Dann begegnet man Bekannten, verplaudert sich ein, zwei oder auch drei Stunden, und schließlich kommt man an diesem Tage überhaupt nicht zur Arbeit, vielleicht auch am folgenden nicht. Dann endlich gewinnt man eine Stunde Zeit, die Briefe zu erledigen, aber inzwischen kamen neue Briefe — neue Interessen haben sich in den Vordergrund gedrängt, und die Gerichtskostenrechnung ist in einem Rocke stecken geblieben, den man abgelegt und in den Koffer gepackt hat, oder sie hat sich in ein Häuflein von Briefen, Schleifen oder Taschenbücher oder auch in einen Roman verkrochen und wird schließlich erst nach Wochen oder Monaten entdeckt und dann als erledigt in eine alte Dokumentenmappe oder gar in den Papierkorb befördert. Das alles ist entschuldbar, werter Herr Doktor, aber wir müssen unsere Pflicht tun. Und da es Ihnen sicher nicht angenehm gewesen wäre, wenn ich Ihnen den Piepmatz auf den Schreibtisch oder an das Bücherspind geklebt hätte, so habe ich diesen nicht mehr ganz ungewöhnlichen Weg gewählt.“

„Aber wer sagte Ihnen, daß ich auf dem Kasino-ball bin?“

Das Dienstmädchen — und der schlanke Herr dort, der Geschäftsführer dieses Hauses, zeigte mir, als ich nach Ihnen fragte, die Estrade und den Tisch, an welchem Sie mit Ihrer Familie Platz genommen hatten.“

In diesem Moment erschien Frau Dr. Herbert, um zu erfahren, ob ihr Gatte die dringende geschäftliche Angelegenheit noch immer nicht erledigt habe. Der kleine Herr sprang auf, verneigte sich und war bald darauf im bunten Balltrubel verschwunden. —

Hastig teilte der Doktor seiner Frau mit, was geschehen war. Ob es nicht am besten sei, nach Hause zu fahren, mit dem Vergnügen an diesem Abend sei es ja doch vorbei. Am nächsten Morgen werde er sofort den Mann auffuchen, um seine Uhr einzulösen.

Frau Martha Herbert wechselte während dieses Berichtes wenigstens zehnmal die Farbe — ihre Knie zitterten — sie ließ sich in einen Lehnstuhl fallen und öffnete weit ihren Fächer, um ihr Gesicht dahinter zu verbergen. Man hätte ihr sonst die unauslöschliche Schande ansehen müssen.

Das Töchterchen war nicht angenehm überrascht, als man ihm sagte, die Mama wäre nicht wohl, man müsse sofort nach Haus zurückkehren.

Draußen am Portal stand der unbedeutende Herr, lästete seinen Zylinder und lächelte freundlich den Damen zu, als diese in den Wagen stiegen.

„Ein freundlicher Herr,“ sagte Irmitraut, „wer mag es nur sein?“

„Ein Idiot!“ sagte die Mama.

Der Doktor spielte verlegen an seiner Uhrkette.

Ein Traum

Skizze von Laura Sroft.

(Nachdruck verboten.)

Mit hocherhobenem Haupte war sie die Steinstufen vor dem Hause hinaufgegangen. Oben an der Türblieb sie stehen und warf einen langen Blick auf den Garten, in dem die hochstämmigen Rosen in Blüte standen; einen Blick, in dem eine tiefe innere Befriedigung lag, und um ihre sonst so streng geschlossenen Lippen irrte ein flüchtiges, glückliches Lächeln.

„Am Ziel,“ sagte sie leise.

Sie hatte sich früher oft gewünscht, dieses Ziel zu erreichen, auch einen Teil jenes Glückes zu erhaschen, das so vielen anderen mühelos in den Schoß fällt. Nun, da sie es schon völlig aufgegeben, war es gekommen, über Nacht, leise und schnell. Nun sollte ihr Leben reich und schön werden; an die Stelle der Pflicht und immer wieder der Pflicht würde die Liebe treten.

Früh verwaist war Gertrud Volkmann in einer Pension erzogen worden, deren Inhaberin sich wenig um das Seelenleben des scheuen, herrischen Kindes kümmerte, und von der Dürftigkeit ihrer Verhältnisse hatte sie erst Kenntnis erhalten, als sie erwachsen mit großen Ansprüchen an das Leben zurückkehrte. Verwandte nahmen sie auf, bald hier, bald dort. Überall war es nicht für lange. Hier sollte sie sich der jüngeren Tochter fügen, das heißt sich von ihr tyrannisieren lassen, dort sollte sie helfen und leistete nie genug. Alle aber beanspruchten für ihre Wohltaten dankbare Anerkennung; ob sie sich zufrieden fühlte, danach fragte niemand. Und gar glücklich? Was heißt glücklich?

Jetzt mußte sie es. Eine heiße Blutwelle drang vom Herzen hinauf in ihr Gesicht und vertrieb daraus für eine kleine Weile die blassere, graue Farbe, die Alter und Sorge und Entbehrung jeder Art ihm gegeben hatten. Sie farbte die ausdruckslosen Augen und gab ihnen einen warmen, innigen Ausdruck. Und in dieser plötzlichen Aufwallung wandte sie sich um und drückte ihr Gesicht in die grünen, dichten Blätter des Schneeballenstrauches neben ihr. So unwillkürlich war ihr das gekommen, wohl in alter Ge-

wohnheit aus früheren Zeiten, wenn sie ihr schmerzverzogenes Antlitz nicht von jedermann sehen lassen wollte.

Sie hatte es schließlich nicht ausgehalten bei den Verwandten, war von ihnen fortgegangen und hatte die Krankenpflege gelernt. In vielen Nächten, die ihre Altersgenossen durchtanzten, saß sie im leinenen Kleide an den Betten von Fieberkranken und wachte über ihnen. Immer pflichttreu, immer jeder Anforderung entsprechend, so daß die volle Anerkennung des Arztes ihr zuteil wurde. Da söhnte sie sich allmählich mit dem Leben aus; ein stilles Genügen an erfüllter Pflicht zog in ihre Seele.

Und nun — wie viele Jahre waren darüber hingegangen! Ihre Jugend war lange vorbei; schon zeigte sich hin und wieder ein weißer Faden in ihrem vollen, blonden Haar, das ihr schönster Schmuck gewesen war. Da war er gekommen, in dieses Haus, das sie, auf den Rat ihres Arztes sich zum Logierhaus für Erholungsbedürftige eingerichtet hatte, er, der kräftige, schöne Mann. Seine Mutter hatte ihn begleitet; die beiden Frauen waren sich nähergetreten, bald hatte sich der Sohn ihnen zugesellt, und gemeinsam hatten sie die kleinen Begebenheiten des Tages durchlebt, auch die Sorgen und Freuden von Gertrudes wirtschaftlicher Arbeit.

War es denn wirklich möglich, daß der fast zehn Jahre jüngere Mann sie liebte?

Sie faßte mit der Hand in die Tasche ihres Kleides, als wollte sie sich dessen versichern, daß der Brief dort noch steckte, in dem er um ihre Hand bat. Er sei noch nicht ganz gesund, schrieb er, aber die Kur hier oben habe ihm so gut getan, daß er mit neuem Lebensmut in die Zukunft schaue. Wenn er von ihr das Versprechen mitnehmen dürfte, daß sie die Seine werden wolle, so würde es später seiner Kraft gewiß gelingen, ihr ein angenehmes Leben zu bieten. Er bedauere nur, sie nicht sofort ihrer Arbeit entziehen zu können und habe deshalb

den schriftlichen Weg gewählt, um ihr Zeit zur Ueberlegung zu lassen.

Gertrud lächelte. Ihre Arbeit! Die drückte sie nicht; sie würde sie noch einmal so gern tun, wenn sie damit noch einem lieben Menschen, der zu ihr gehörte, nützen konnte.

Von der anderen Seite des Hauses war das Rollen eines Wagens zu hören. Sie eilte dorthin, um den neuen Kurgast zu begrüßen, Erna Linden, die ein befreundeter Arzt ihr angemeldet hatte, und führte sie in das zum Empfang hergerichtete Zimmer.

„Unsere schöne Luft wird Ihnen gut tun. Bitte, richten Sie sich hier ein und gehen Sie dann in den Garten. Ich schicke Ihnen eine kleine Erfrischung dorthin.“

Das blasse Mädchen nickte dankend. Dann entnahm es seiner Reisetasche einen Brief.

„Von Dr. Westphal an Sie, Fräulein Volkmann.“

Gertrud trat mit dem Schreiben in das freistehende Gastzimmer nebenan und zog die Tür hinter sich zu. Sie las:

„Nehmen Sie sich der Patientin freundlich an. Sie hat ihre ganze Jugend einem Mann gewidmet, der dessen nicht wert war. Er besaß, trotz aller schönen Worte, nicht die Energie zu arbeiten. Auf den Wunsch der Eltern des Mädchens wurde die Verlobung endlich gelöst. Das muß verwunden werden. Ich wußte keinen besseren Ort für Erna Linden als bei Ihnen. Sie können helfen, und Sie werden helfen. Wer selbst so tapfer sich durchs Leben kämpft, vermag Schwächeren eine gute Stütze zu sein.“

Das würde sie gern sein, dachte Gertrud, als sie den Brief fortlegte; er sollte sich nicht in ihr geirrt haben. Wie leicht würde ihr das gerade jetzt werden, jetzt aus der Fülle eigenen Glückes!

Sie trat auf die Veranda und schaute in die Blütenpracht des Gartens. Unwillkürlich falteten sich ihre Hände, und die Dankbarkeit ihres Herzens formte sich zu einem stillen Gebet. Da tönte der Name „Erna Linden“ zu ihr herauf, von lieber Stimme gesprochen. Aber diese Stimme klang hastig und voll Unruhe, als sie weiter sprach:

„Was soll ich tun, Mutter? Ich darf Erna hier nicht treffen. Wenn Gertrud unsere Beziehungen ahnt, ist alles verloren; alles, was wir bisher mühsam erreichten.“

Regungslos lauschte Gertrud. In dem Zimmer unten, in dem ihr Freund, ihr zukünftiger Gatte wohnte, wurde das Gespräch ohne jede Vorsicht weiter geführt, da aus dem oberen unbewohnten Raume keine Gefahr drohte und das Zimmer auf der Giebelseite isoliert lag. Von der Mutter war die Antwort nicht zu hören; aber der Sohn begann wieder:

„Wir müssen abreisen. Sofort. Besinne dich auf einen zwingenden Grund. Vorher wird Gertrud mir ihr Wort geben; ich bin dessen ganz sicher. Ich will versuchen, sie gleich zu sprechen. In einer Stunde geht der nächste Zug. Du bleibst, bitte, noch, um unsere Sachen einzupacken.“

Sie schienen in das Zimmer zurückgetreten zu sein, denn die Worte wurden undeutlich. Gertrud wußte indessen genug. Sie wußte, daß der Mann unten jener Energielose war, von dem Dr. Westphal ihr geschrieben hatte, und sie sah plötzlich ihr eigenes Los in ganz anderer Beleuchtung. Sie sah, daß er sie nicht aus Liebe, oder auch nur aus herzlicher Zuneigung, sondern als eine tüchtige Arbeitskraft heiraten wollte, die ihm selbst den Kampf mit dem Dasein ersparen sollte. Oder tat sie ihm doch Unrecht? War sie zu mißtrauisch und nicht mehr imstande, an das Gute im Menschen zu glauben?

Draußen rief das Mädchen nach ihr. Wahrscheinlich wollte Herbert sie sprechen.

Sie trat vor den Spiegel und strich glättend mit der Hand über das Haar. Ein spöttisches Lächeln huschte über ihr Gesicht. In ihr blasses, reizloses Gesicht, in ihre eckige Gestalt hatte sich der Mann sicher nicht verliebt! Aber trotzdem, sie wollte ihn nicht ungeprüft verurteilen.

„Ich muß Sie sprechen,“ rief er ihr entgegen, als sie aus dem Zimmer trat; „eine soeben erhaltene Nachricht zwingt mich, sofort abzureisen.“

„Ach,“ sagte sie und öffnete die Tür zu ihrem Sprechzimmer. „Was ist denn geschehen?“

„Ein lieber Freund ruft mich; er ist bedenklich erkrankt.“

Er hatte es ohne Zögern gesagt und schlug die Augen nicht nieder, als sie ihn ernst ansah.

„Nun komme ich noch, Ihre Antwort zu erbitten, Fräulein Gertrud.“

Er griff nach ihrer Hand. Aber Gertrud entzog sie ihm langsam.

„Auch ich habe heute eine Nachricht erhalten,“ sagte sie. „Ist es auch keine so traurige wie die Ihre, so ist sie andererseits doch von großer Bedeutung für mein weiteres Leben. Durch eine verfehlte Spekulation habe ich viel Geld verloren; ich kann mein Pensionat hier nicht länger halten und muß mich darum bemühen, irgendwo eine Stelle zu finden.“

Mit Aufmerksamkeit sah sie den Wandel in seinem Gesicht, das Erschrecken und die Unsicherheit. Sie wartete, was er wohl sagen würde. Aber er saß schweigend da in seiner körperlichen Kraft und Schönheit, und seine Augen wandten sich verlegen von ihr fort. Immer länger wurde die Pause.

Da wußte sie genug. Sie richtete sich stolz auf und sah mit kühlen Augen zu ihm hin.

„Ich wollte Ihnen das sagen vor meiner Antwort auf Ihren Brief. Diese Antwort ist jetzt überflüssig geworden. Ihr Schweigen sagt mir genug. Leben Sie wohl! Ihre Zeit hier wird abgelaufen sein.“

Er war fassungslos und wußte immer noch nicht, was er sagen und wie er sich benehmen sollte. Da stand sie auf, ging an ihm vorüber und öffnete die Tür. Nun ermannte er sich und versuchte, sie mit schmeichlerischen Worten zurückzuhalten. Aber sie hörte nicht darauf hin. Ohne ihn weiter zu beachten, schritt sie den Korridor entlang und trat in ein anderes Zimmer, dessen Tür sie hinter sich schloß.

„Im letzten Augenblick“, sagte sie leise. „Vor welcher Torheit bin ich bewahrt! Er hatte mich nicht lieb und wollte auch meine Liebe nicht, nur meine Arbeit und meine Kraft wollte er; für ihn arbeiten sollte ich!“

Ein schmerzlicher Ausdruck lag einen Augenblick auf ihrem Gesicht.

„Wie gern hätte ich alles für ihn getan, wenn er mich nur lieb gehabt hätte!“

* * *

Aber dann schaute sie mit einem weiten Blick um sich, auf alle die Sachen, die sie sich erworben hatte durch ihre ehrliche Arbeit, die sie grüßten, wie liebe alte Freunde, und schaute in den Garten hinaus, in seine blühende Pracht.

Das alles gehörte ihr und dazu ein gesunder Körper und eine mutige Seele.

Sie dehnte im Gefühl ihrer Kraft die Glieder und drängte jede Regung der Trauer zurück. Da war nichts zu bedauern, sie hatte nichts Wertvolles verloren. Ein schöner Traum war es gewesen, aber doch ein Traum. Das Glück lag für sie auf anderem Gebiet, in der pflichttreuen Arbeit, mit der sie sich und anderen half. Der wollte sie treu bleiben mit allen ihren Kräften und darin weiter ihre Befriedigung finden.